

Die Bedeutung der Lehrkraft in unserer Kontaktwelt

Vortrag an der Schulsynode des Kantons Zürich 2003

Überarbeitete Fassung

von Leo Gehrig

Ein sechzehnjähriger Jugendlicher gibt monatlich für Natelkosten rund fünfhundert Franken aus. Täglich verschickt er gegen zwanzig SMS. Er ist sehr enttäuscht, dass ihn keiner seiner vielen Kollegen während seines kurzen Spitalaufenthaltes besucht hat. Eine vierzigjährige Frau kommt wegen einer akuten Ehekrise in die Beratung. Sie hat niemanden, mit dem sie sich aussprechen könnte, ohne mit Ratschlägen, raschem Trost und gescheiterten Erklärungen überhäuft zu werden. Ein achtzigjähriger, ehemaliger Medienstar, der unter der Alzheimerschen Krankheit leidet, hat niemanden, ausser einer freiwilligen Helferin, die ihn regelmässig im Pflegeheim besucht. Unzählige solche und ähnliche Beispiele könnten aufgezählt werden. Sie sind der Ausgangspunkt für die folgenden drei Thesen:

1. Es gibt kein sinnerfülltes Leben ohne länger dauernde Beziehungen.
2. In unserer Gesellschaft werden die Menschen kontaktfähiger, hingegen leidet zunehmend ihre Beziehungsfähigkeit.
3. Folglich ist der Lebenssinn von immer mehr Menschen bedroht.

Zur ersten These:

Es gibt kein sinnerfülltes Leben ohne länger dauernde Beziehungen. Keine Lebensphilosophie, kein religiöses Konzept und keine Ideologie allein ergeben ein sinnerfülltes Leben. Solche Entwürfe erhalten dann allenfalls eine gewisse sinnpendende Kraft, wenn sie eingebettet sind in länger dauernde Beziehungen. Das wissen geschickte Rattenfänger, zum Beispiel Sekten, ganz genau. Sie verführen Menschen mit verheissungsvollen Beziehungsangeboten, lullen sie in trügerische Wärme ein und wenn sie sie so gefangen haben, dann zwingen sie ihnen ihr pseudoreligiöses Konzept auf und nützen sie aus.

Die Beziehungsformen sind allerdings vielfältig. Es gibt Menschen, die sich ihr ganzes Leben fest an andere binden. Andere wiederum begrenzen ihre Beziehungen auf bestimmte Lebensabschnitte. Die Wahl der Beziehungsform hängt von vielen bewussten

und unbewussten Motiven ab. So ist das Bedürfnis nach Geborgenheit, Wärme, Bindung, Nähe und Distanz von Natur aus unterschiedlich angelegt. Eine Rolle spielen bei der Wahl der Beziehungsform vermutlich auch die Kindheitserfahrungen, der Partnerschafts- und Lebensstil der Eltern, die soziokulturellen Werte und Normen und auch äussere Lebensbedingungen, wie zum Beispiel die ökonomischen Verhältnisse. Aus all diesen Gründen gibt es auch keine objektiven Kriterien, die Qualität von Beziehungen von aussen zu beurteilen.

Ich unterscheide folgende Lebenskreise:

1. die Beziehung zu den Nächsten,
2. der Freundeskreis,
3. der Beruf (für Kinder ist die Schule der Beruf),
4. die Freizeit,
5. die Musse.

Es sind einige kurze Erläuterungen zu einzelnen Lebenskreisen notwendig.

Diese Lebenskreise beeinflussen sich gegenseitig. Ständige finanzielle Sorgen zum Beispiel können das familiäre Leben stark belasten. Für Kinder und Jugendliche sind in der Regel die Eltern und die Geschwister sowie nahe Verwandte die nächsten Menschen. Für Erwachsene sind es die Ehe- oder Lebenspartner und die eigenen Kinder. Auf die Bedeutung der Lehrkraft im Beziehungsgefüge des Kindes und des Jugendlichen in unserer Welt komme ich später ausführlich zu sprechen. Die Musse umfasst in diesem Sinnzusammenhang Tätigkeiten, die wir alleine, aus uns heraus ausüben und die uns zufrieden, heiter, manchmal sogar beschwingt stimmen. Es sind Aktivitäten, die nicht leistungs- und konsumorientiert sind und die uns helfen, wieder zu uns zu kommen. Der Volksmund spricht in diesem Zusammenhang vom «notwendigen Abschalten». Wer sich in dieser Weise von den andern emotional distanzieren kann, ist fähig, auf andere einzugehen und menschliche Beziehungen auch auf längere Sicht zu gestalten. Für die einen Menschen sind es eher beschauliche Aktivitäten wie Lesen, Meditieren oder Musik hören, die ihnen Gefühle der Zufriedenheit und der Heiterkeit vermitteln, für andere mehr körperliche Betätigungen wie Wandern oder eine Tätigkeit im Garten.

Alles Wichtige für die Lebensgestaltung können wir bei den Kindern beobachten und von ihnen lernen. Vor nicht allzu langer Zeit hörte ich einen sechsjährigen Knaben aus dem Fenster heraus singen. Er dichtete und komponierte fortwährend neue Liedchen und

spielte vergnügt mit seiner Stimme. Seine heitere Stimmung übertrug sich auch auf mich. Eine halbe Stunde später sah ich ihn ausgelassen und vergnügt mit andern Kindern spielen. Dabei nahm er feinfühlig Rücksicht auf die andern Kinder.

Ja, Ich wage die Behauptung, dass nur beziehungsfähig ist, wer auch alleine Musse pflegen und aus sich heraus heitere Gefühle erzeugen kann. Wer dazu nicht in der Lage ist, bei dem besteht die Gefahr, dass er sich in vielen Kontakten verliert oder sich zu sehr an andere klammert und dabei an Eigenständigkeit verliert.

Nach meinen Eindrücken haben immer mehr Kinder, Jugendliche und auch Erwachsene Mühe, sich alleine zu ertragen und zu beschäftigen. In der Primarschule besuchte ich eine Mehrklassenschule. Wahrscheinlich die Hälfte der Unterrichtszeit beanspruchte die stille Einzelarbeit. Mir scheint, dass ich noch heute davon profitiere, wenn ich schreibe, lese oder alleine wandere.

Auch von alten Menschen gibt es viel zu lernen. Im Allgemeinen können jene Menschen eher von dieser Welt gehen, die sagen können «Ich habe gelebt». Und damit meinen sie in der Regel, dass sie alle Lebensbereiche und vor allem auch Beziehungen gepflegt haben.. Diese Botschaft findet sich auch in vielen grossen Romanen und Filmen. Dem siebzigjährigen Professor Doktor Borg, der Hauptfigur im Film «Wilde Erdbeeren» von Ingmar Bergmann, wird die Ehrendoktorwürde verliehen. In der Nacht vor der Abreise zu den Feierlichkeiten hat er einen aufwühlenden Traum: Er begegnet sich selbst als Totem. Diese Begegnung rüttelt den beruflich sehr erfolgreichen, aber beziehungslosen Professor Doktor Borg auf. Er nimmt seine letzte Chance wahr und ändert noch, wenn auch zaghaft und etwas unbeholfen, sein Leben. Er bietet seiner langjährigen Haushälterin das Du an, er nimmt auf seiner langen Reise an den Ort der Preisverleihung Autostopper mit, seiner Schwiegertochter sagt er erstmals, dass sie ihm lieb sei. Wehmutsvoll wird ihm dabei bewusst, was er im bisherigen Leben versäumt hat.

Dass die Pflege von Beziehungen zumindest so wichtig ist wie der berufliche Erfolg bzw. der Applaus der öffentlichen Bühne, kommt auch im Roman «Effie Briest» von Theodor Fontane zum Ausdruck: Baron Instetten verstösst seine viel jüngere Ehefrau Effie wegen Kontakte mit einem andern Mann, Major Crampas. Effie darf von einem Kuraufenthalt nicht einmal mehr nach Hause zurückkehren und Abschied von ihrem gemeinsamen Kind, Anna, nehmen. Baron Instetten fordert Major Crampas zum Duell heraus und tötet ihn dabei. Er unterdrückt fortan seine Liebe zu Effie, führt sein

Heimwesen mit Bediensteten weiter und lässt Anna nach seinen Lebensprinzipien erziehen. Effie Briest lebt zurückgezogen, vereinsamt zusehends, wird krank und kehrt schliesslich zu ihren Eltern zurück, die sie ebenfalls lange Zeit wegen ihres «Vergehens» verstossen hatten. Als sie im Sterben liegt, wird Baron Insetten zum Ministerialrat befördert. Erst jetzt wird ihm deutlich bewusst, was er im bisherigen Leben verpasst hat: «Nichts gefällt mir mehr; je mehr man mich auszeichnet, je mehr fühle ich, dass dies alles nichts ist. Mein Leben ist verpfuscht».

Aus den diesen Darlegungen ergibt sich, dass lifebalance mehr ist als der Ausgleich zwischen Arbeit und Freizeit. Sie ist das ernsthafte Bemühen, alle Lebenskreise zu gestalten. Selbstverständlich gibt es im Leben Phasen, in denen wir zum Beispiel wegen starker beruflicher Anforderungen den privaten Lebensbereich vorübergehend einschränken müssen. Wer aber sein Leben über längere Zeit nur auf ein Standbein stützt, der lebt hoch riskant. Wenn es einbricht, dann ist die Leere gross. Unter diesen Perspektiven ist nur selbstverständlich, dass sich die Frauen nicht nur auf die Beziehung zu den Nächsten festlegen wollen, und wir alles daran setzen müssen, dass sie auch im beruflichen Bereich verwirklichen können, zum Beispiel mit der Schaffung von Blockzeiten in der Schule oder flexiblen Arbeitszeiten für Mann und Frau, so dass beide ihre Verantwortung für die Betreuung der Kinder wahrnehmen können.

Zur zweiten These:

In unserer Gesellschaft werden die Menschen kontaktfähiger, hingegen leidet zunehmend ihre Beziehungsfähigkeit.

Zunächst eine kurze begriffliche Klärung: Kontakte sind oberflächlich, wenig verbindlich, in der Regel kurz. Beziehungen sind längerfristig, tiefer, vertrauensvoller, erlebnisreicher; in schwierigen Zeiten steht man sich bei, versucht Spannungen zu lösen und Konflikte auszutragen. Im Idealfall begünstigen Beziehungen die Entwicklung der Partner.

Dass die Kontaktfreudigkeit zunimmt, spiegelt sich schon im allgemeinen Sprachgebrauch. In den Zeitungen gibt es Kontaktanzeigen, geschickte Geschäftsleute arrangieren Kontaktpartys, Therapeuten preisen ihre Hilfe bei Kontaktschwierigkeiten an. Tatsächlich umarmen sich heute auch fremde Menschen rasch und küssen sich dreimal auf die Wangen. Eine Maturandin schreibt einem fünfunddreissig Jahre älteren Lehrer, der ihre Abschlussarbeit betreuen soll und den sie nicht kennt, «ein ganz liebes Grüsschen».

Ein vierzehnjähriger Gymnasiast spricht auf charmante Weise die Lehrer mit Du an und testet, wie sie reagieren. In gewissen Kreisen brüsten sich Männer und Frauen mit der Anzahl ihrer «One night stands». Kinder, Jugendliche und Erwachsene telefonieren sich täglich mehrmals ohne zwingenden Anlass. Dabei lautet die erste Frage nicht einmal mehr «Wie geht es dir? », sondern «Wo bist du? » Fühlen sie sich so verloren, dass sie sich immer wieder vergewissern müssen, dass sie für andere doch irgendwie liebenswert sind?

Mit den vielen technischen Kommunikationsmitteln ist es ein Leichtes, mit Menschen immer und überall in Kontakt zu treten. Kommunikation wird zusehends konsumiert. Im beruflichen Bereich sind – neben einem Spezialwissen – vor allem Flexibilität und Mobilität gefragt. Eine raffinierte Freizeit- und Unterhaltungsindustrie bietet den Menschen rasche und oftmals auch trügerische Ablenkung an. Täglich kommen neue Produkte auf den Markt. Fortwährend sind wir neuen Reizen ausgeliefert. Die Trends wechseln ständig – beinahe über Nacht. Immer und überall werden wir mit menschlichen Gesichtern konfrontiert. Angesprochen, trainiert und möglicherweise konditioniert werden bei den gegebenen Lebensbedingungen vor allem jene Fähigkeiten, bei denen das Moment der Raschheit eine grosse Rolle spielt: Reaktionsvermögen, Schlagfertigkeit, Einfallsreichtum und Kontaktfähigkeit. Hingegen scheint der moderne Mensch zunehmende Schwierigkeiten mit Fähigkeiten zu bekunden, für deren Entfaltung und Erhaltung regelmässig sich wiederholende, rhythmisch langsame und auch leise Erfahrungen notwendig sind. Dazu gehören die Gefühle, die Konfliktfähigkeit, die Frustrationstoleranz, das Durchhaltevermögen. All diese Fähigkeiten sind eine notwendige Voraussetzung dafür, menschliche Beziehungen – mit Schulkollegen, Freunden und Berufskollegen, mit Ehe- und Lebenspartnern – auf längere Sicht gestalten zu können.

Auf die Gefühle soll hier noch etwas näher eingegangen werden. Es gibt Gefühle, die mehr die augenblickliche Stimmung prägen, wie zum Beispiel die Lust, die Unlust, der Spass, die Erregung. Jene Gefühle, die für die Beziehungsfähigkeit von entscheidender Bedeutung sind, besitzen eine viel stärkere zukunftsgerichtete zeitliche Dimension, sind prozesshaft. Dazu gehören zum Beispiel die Fähigkeit zu staunen, sich zu wundern, zu fragen, zu hoffen, zu trauern, sich ein- und mitzufühlen. Diese Gefühle werden in unserer Welt zunehmend vernachlässigt und die augenblicklichen Gefühle übermässig forciert. Der emotionale Kick wird immer und überall zelebriert, an Partys – häufig mit Hilfe von aufputschenden Drogen –, durch vom Fernsehen geschickt arrangiertes kollektives «Trauern» bei Katastrophen, beim ständigen Reden über Gefühle bei Talkshows, in der Schule durch ausgefallene erlebnispädagogische Projekte, bei denen ständig über die

gemachten inneren Erfahrungen gesprochen werden muss. «Was einem fehlt, wird ständig besungen», sagt ein chinesisches Sprichwort.

In länger dauernden Beziehungen – auch zwischen den Lehrkräften und den Schülern – gibt es euphorische und bedrückende, aufregende und lethargische, entspannte und konfliktreiche Zeiten. Wer hoffen, staunen, sich wundern, trauern, sich ein- und mitfühlen kann, der ist bei Beziehungskrisen auch eher fähig, inne zu halten, sich in Frage zu stellen, abzuwägen und diese Krisen kreativ zu bewältigen. Wenn hingegen die tieferen und zukunftsgerichteten Gefühle abgestumpft oder mangelhaft entfaltet sind, dann ist die Gefahr gross, Beziehungen vorschnell aufzugeben und sich in neue Kontakte zu flüchten.

Zur dritten These:

Wenn die zwei ersten Thesen zutreffen – dass es kein sinnerfülltes Leben ohne länger dauernde Beziehungen gibt und dass in unserer Gesellschaft die Menschen kontaktfähiger werden, aber ihre Beziehungsfähigkeit immer mehr leidet – dann liegt der Schluss nahe, dass der Lebenssinn von immer mehr Menschen bedroht ist.

Bei Kontakten erlebt sich der Mensch allenfalls als attraktiv, sinnlich, begehrenswert oder als «cool», aber nicht als liebenswert. Ein liebenswerter Mensch zu sein, diese Erfahrung können nur länger dauernde Beziehungen vermitteln. Wenn wir bei schulischen oder beruflichen Misserfolgen, Fehlritten oder bei körperlichen und psychischen Erkrankungen von den Nächsten nicht fallen gelassen werden, dann fühlen wir uns wirklich angenommen und in unserem Wesen wahrgenommen – erfahren wir uns trotz aller Schwächen und Unzulänglichkeiten als liebenswert. Diese Erfahrung stimmt uns Menschen versöhnlich und befähigt uns, auch andere angemessen gern zu haben. Das «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst» ist eine wesentliche Voraussetzung für eine friedliche und solidarische Gemeinschaft. Darauf haben schon viele hingewiesen, unter anderem Sigmund Freud und Albert Einstein in ihrem Briefwechsel über «Krieg und Frieden».

Es hat den Anschein, dass sich in unserer Gesellschaft viele Menschen für zu wenig liebenswert halten müssen. Hinter dem ausgelassenen Spass und dem leidenschaftlichen Erleben von Lust verbergen sich oft tiefe Gefühle der Einsamkeit, der Bedeutungs- und der Sinnlosigkeit. «Dann bring ich mich halt um», diese Äusserung rutscht vielen Kindern, Jugendlichen und auch manchen Erwachsenen schon bei den kleinsten Enttäuschungen oder Kränkungen über die Lippen. Obwohl sie in den seltensten Fällen ernst gemeint ist, spricht sie wohl kaum für ein heiteres Lebensgefühl dieser Menschen. Auch psychische

Störungen nehmen zu, bei Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen, zum Beispiel depressive Entwicklungen. Das Drogenproblem ist nach wie vor gross. Immer mehr Kinder und Jugendliche nehmen Cannabis zu sich, trinken Alkohol und rauchen. In der Erwachsenenwelt ist der Konsum von Kokain – gerade hier in Zürich – oder von Beruhigungsmitteln weit verbreitet. All diesen psychischen Nöten und Störungen liegen immer mehrere individuelle und gesellschaftliche Ursachen zu Grunde. Eine dieser Ursachen ist meiner Meinung nach mit grosser Wahrscheinlichkeit, dass sich immer weniger Menschen in tragende und warme Beziehungen eingebettet fühlen.

Nur unter Menschen wird der Mensch zum Menschen. Er ist ein Beziehungswesen, das für die Entfaltung und Erhaltung seiner psychischen Fähigkeiten ein verlässliches Du braucht. «Wo kein Du ist, kann sich kein Ich bilden und wo kein Ich ist, kann kein Du gefunden werden», so hat der Philosoph Martin Buber diesen Sachverhalt beschrieben. Die für eine erfolgreiche Lebensbewältigung notwendigen Ich-Kräfte, wie zum Beispiel die Bindungsfähigkeit oder die Konfliktfähigkeit, können sich nur am liebevoll-konstruktiven Widerstand eines verlässlichen Du entfalten und erhalten. Tatsächlich entbehren immer mehr Kinder und Jugendliche konstante, verlässliche, vertrauensvolle und bisweilen auch einmal unbequeme Bezugspersonen. So erstaunt es wohl nicht, wenn immer mehr Kinder und Jugendliche Schwierigkeiten bei Anforderungen bekunden, die eine gewisse Frustrationstoleranz, Überwindungskraft, Aufmerksamkeit, Selbstdisziplin, Stille und Ausdauer erfordern. Bei Schwierigkeiten reagieren sie ungehalten, wütend und geben rasch auf. Literarisch hat dieses Verhalten im Zappelphilipp seinen Ausdruck gefunden. Die moderne schulpsychologische und kinderpsychiatrische Diagnostik spricht in solchen Fällen dann rasch von einem so genannten ADS plus H, einem Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom mit Hyperaktivität. Andere Kinder wirken abwesend, in sich versunken, träumen vor sich hin und können deshalb die erwarteten Leistungen nicht erbringen. Literarisch entsprechen diese Schüler dem «Hans guck in die Luft». Der Schulpsychologe oder der Kinderpsychiater sprechen dann von einem Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom ohne Hyperaktivität, einem so genannten ADS minus H. In vielen Fällen sind für diese zunehmenden Erlebens- und Verhaltensauffälligkeiten der Kinder nicht irgendwelche geheimnisvolle biologischen Ursachen verantwortlich, sondern ungünstige, chaotische und rhythmusarme Lebensumstände. Diese soziokulturell geschädigten Kinder – nicht die tatsächlich hirnorganisch beeinträchtigten – mit Psychopharmaka zu behandeln, die Hyperaktiven mit Ritalin oder Tranquillizern zu dämpfen und zu beruhigen und die Tagträumer und vielleicht auch Nachdenklichen mit Antidepressiva wachzurütteln und aufzumuntern, ist äusserst fragwürdig.

Die Kinder und Jugendlichen leben heute in einer Welt, in der sie kaum mehr verlässliche Identitäten vorfinden. Alles ist fließend, selbst die Grenzen, zwischen Kind, Jugendlichen und Erwachsenen. Seit den Sechzigerjahren ist – aus verschiedenen Gründen – eine zunehmende oberflächliche Angleichung bei einer gleichzeitigen emotionalen Entfremdung zwischen den Generationen zu beobachten. Väter und ihre Söhne und gelegentlich auch noch ihre Lehrer färben sich auf dieselbe Weise die Haare. Mütter und ihre Töchter und gelegentlich auch noch ihre Lehrerinnen gehen bauchfrei zur Arbeit bzw. in die Schule. Eltern kiffen mit ihren jugendlichen Kindern gemeinsam vor dem Fernseher. Wir Erwachsene machen viel, um bei den Kindern und Jugendlichen anzukommen. Geht es vielleicht deshalb immer mehr von ihnen – wie sie in ihrer Sprache sagen – «schlicht am Arsch vorbei», was wir Erwachsene ihnen sagen wollen, weil wir uns ihnen zu sehr angeglichen haben, – sie in uns keine erwachsenen Menschen wahrnehmen? Es ist merkwürdig: Wer die Differenz zwischen den Generationen negiert, der vergrößert die Kluft.

Dieser oft seltsam anmutenden Angleichung steht eine gewisse emotionale Entfremdung gegenüber. Der wesentliche Grund dafür besteht wohl darin, dass der gemeinsame Erlebnis- und Erfahrungshorizont zwischen Eltern und Kindern in den hoch entwickelten Industrie- und Dienstleistungsländern stetig abnimmt. Die Berufswelt hat sich so fein ausdifferenziert, dass viele Kinder und Jugendliche, sogar Gymnasiasten, nicht wissen, welche Erwerbstätigkeit Mutter und Vater ausüben. Die Familie hat kaum mehr gemeinsame Aufgaben zu bewältigen. So beschränkt sich das Zusammenleben oft auf wenige Stunden an den Wochenenden und auf die Ferien, an denen man sich dann krampfhaft für vieles zu entschädigen versucht. Ist es da verwunderlich, wenn immer mehr Kinder und Jugendlichen nicht mehr auf uns hören, sich abwenden, schon früh ihre eigenen Wege gehen und Halt, tiefer gehende emotionale Erlebnisse, Wärme und Schutz bei den Gleichaltrigen, bei den so genannten Peers suchen?

Kinder und Jugendliche können bei den gegebenen familiären Beziehungsnetzen leicht auf Kontakten surfen. Wenn ihnen die Mutter Widerstand bietet, weichen sie zur Freundin des Vaters aus. Gibt es mit ihr Schwierigkeiten, wenden sie sich an den Freund der Mutter, stellen sich mit ihm Spannungen ein, nehmen sie Zuflucht beim Vater – und so fort. Auch in der Schule surfen schon manche geschickt von einer Bezugsperson zur andern. Wenn es mit dem Stammklassenlehrer Konflikte gibt, wird der Fachlehrer zu Rate gezogen. Weiss auch er nicht mehr weiter, wird der Schulsozialarbeiter eingeschaltet. Ist auch er

hilflos, wird der Schulpsychologe zu Rate gezogen, der dann wohl bald eine Therapie einleiten wird.

Hinzu kommt, dass die Kinder und Jugendlichen heute von klein auf mit unzähligen Lebensstilen und Lebensentwürfen konfrontiert werden, wie man auch noch sein und leben könnte. Sie sind einer enormen Modellflut, – einem zunehmenden chaotischen und anonymen Gesichterterror ausgesetzt. Dies alles kann zu einer Degustation von Aspekten ganz verschiedener Modelle führen, was wiederum zur Folge haben kann, dass sich das innere Band, das die tausend Seelen zusammenhält, immer elastischer und löchriger wird. Dies lässt vielleicht das überaus rasch wechselnde Erleben und Verhalten von immer mehr Kindern und Jugendlichen besser verstehen. Nicht die tausend Seelen scheinen sie in erster Linie zu bedrängen, sondern dass die vielen Facetten ihrer Persönlichkeit wie unverbunden nebeneinander existieren. Dieselben Kinder, die eben noch den auf Ordnung bedachten Religionslehrer als altmodisch beschimpft haben, verhalten sich in der nächsten Stunde beim allseits beliebten Sportlehrer äusserst folgsam und diszipliniert. Dieselben Jugendlichen, die sich eben bei der Lektüre eines literarischen Werkes sehr einfühlsam gezeigt haben, bieten wenig später im Bus älteren Menschen von sich aus keinen Platz an. Ein zwölfjähriger Knabe, der sich soeben im Einzelgespräch mit seiner Klassenlehrerin äusserst einsichtig gezeigt hat, explodiert wenig später schon wieder wegen einer wohlmeinenden kritischen Bemerkung eines Klassenkameraden zu seiner Meinungsäusserung.

Diese Fragmentierung der Persönlichkeit scheint auch immer mehr im sprachlichen Bereich ihren Ausdruck zu finden. Ich habe in den letzten zwei Jahren bei der Betreuung von beinahe zwanzig Maturarbeiten mitgewirkt. Abgesehen von den zum Teil massiven orthographischen, grammatikalischen bzw. sprachlogischen Unzulänglichkeiten, fällt bei manchen Arbeiten ein äusserst sprunghafter kognitiver Denkstil auf. Es werden zwar viele originelle Gedankeneinfälle und Assoziationen hingeschrieben, aber sie werden nicht verknüpft und in einen Gesamtzusammenhang eingeordnet. Der rote Faden und die Bezüge sind oft schwer erkennbar.

Es stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage, ob der Konsum von Drogen eine Möglichkeit darstellt, das elastische Band zu stärken und seine Löcher zu stopfen. Viele ältere Kinder und Jugendliche geben zum Beispiel an, Cannabis vor allem zur Entspannung zu nehmen. Es scheint, dass sie die «Scheibe» für einige Zeit von den vielen Ausseneinflüssen so abschirmt, dass sie weniger hin- und hergerissen werden und sie wieder zu sich finden. Es gibt pessimistische Gesellschaftskritiker, die meinen, dass es nur

noch eine Frage der Zeit sei, bis die meisten Menschen irgendwelche künstliche Stabilisatoren bräuchten, falls die gesellschaftliche Beschleunigung nicht etwas gebremst werde.

Wenn das innere Band zu elastisch und zu brüchig ist, dann löst zwischenmenschliche Nähe rasch Angst aus. Das langsame Herantasten an einen andern Menschen und an sein Wesen ist eine starke persönliche Herausforderung. Es erfordert die Fähigkeit, sich preiszugeben und trotzdem bei sich bleiben zu können. Und diese Preisgabe seiner selbst bei gleichzeitiger Beachtung der eigenen Bedürfnisse, Wünsche und Anliegen gelingt nur Menschen, die über ein angemessenes Selbstwertgefühl und ein gewisses inneres Band verfügen. Sind sie geschädigt, werden Nähe und Hingabe als bedrohlich erlebt.

Ich möchte noch einen kurzen Seitenblick auf einige andere Drogen werfen. Ende der Achtzigerjahre sind bei uns, vorab in der Raver-Szene, neue Substanzen als «recreational drugs» aufgetaucht. Das sind Stoffe, die zur Entspannung vorwiegend am Wochenende konsumiert werden und jungen Partygängern, zu denen oft schon Fünfzehnjährige gehören, ein intensives Erleben von Tanz und Musik bescheren. Nach der Einnahme von ein bis zwei Ecstasy-Tabletten fühlt sich der Konsument entspannt und glücklich. Diese Droge verbessert das Selbstwertgefühl und vermittelt ein Gefühl der Nähe und tieferen Verbundenheit zu den Mitmenschen. Umso leerer und verlorener fühlen sich die jungen Menschen anderntags. Eine intensive Partygängerin schilderte mir: «Diesen Rausch und dieses Zusammengehörigkeitsgefühl müssen Sie erleben. Sie sind unbeschreiblich. Unbeschreiblich tief ist aber auch das Loch, in das ich nachher regelmässig falle.»

Noch ein letztes Beispiel aus dem klinisch-psychologischen Erfahrungsbereich, das die angedeuteten Zusammenhänge verdeutlicht. Es gibt stark soziokulturell mitbedingte psychische Störungen, die oft schon früh eine allgemeine Not ankündigen. Dazu gehören leichtere bis mittelschwere Selbstverletzungen, die meines Erachtens in den letzten zehn Jahren dramatisch zugenommen haben. Diesen Automutilationen, wie sie im Fachjargon heissen, liegen immer mehrere Ursachen und Motive zu Grunde. Manche dieser dreizehn-, vierzehnjährigen Mädchen und Knaben geben an, dass der ihnen selbst zugefügte Schmerz der einzige verlässliche Freund sei und dass das über ihre Haut fließende Blut ihnen ein wohliges Wärmegefühl gebe.

Diese Zusammenhänge zwischen fehlendem Du, beschädigtem Identitätsgefühl, Beziehungssehnsucht bei mangelnder Beziehungsfähigkeit, Angst vor Nähe, hat in den letzten Jahren auch in unzähligen Romanen und Dramen ihren Ausdruck gefunden. So werden im «Muschelessen» von Birgit Vanderbeke die abwesenden Väter thematisiert, in

Michel Houellebecq's «Elementarteilchen» die fehlenden Eltern und die daraus resultierenden Beziehungsstörungen, das Zerschneiden daran, die Flucht in die Drogen und schliesslich die Vereinsamung, im Theaterstück «Winter» von Jon Fosse die Sehnsucht nach Beziehung und die Sprachlosigkeit und schliesslich in Elfriede Jelineks sprachgewaltigem Roman «Die Klavierspielerin» die Kälte in Eltern-Kind-Beziehungen, das beschädigte und erstarrte Identitätsgefühl, die Selbstverletzungen als Vitalisierungsversuch und vor allem auch die Unfähigkeit zur Nähe. Es stellt sich die Frage, ob wir auf dem Weg sind zu einem neuen Menschen, der die Identität wechselt wie das Hemd oder die Bluse.

Was gilt es wieder vermehrt zu beachten, sofern den beschriebenen Beobachtungen und Befunden sowie deren Wertung und Interpretation zugestimmt wird?

Die Lehrerinnen und Lehrer und auch die Schulsozialarbeiter können Vater und Mutter nicht ersetzen. Die Eltern sind und bleiben die wichtigsten Bezugspersonen. Die Lehrer, die Betreuer und Therapeuten wechseln ständig. Bis zum fünfzehnten Lebensjahr hat sich ein Kind durchschnittlich auf etwa fünfzehn professionelle Pädagogen und andere Fachkräfte einzustellen. Deshalb ist es in erster Linie die Aufgabe der Eltern, den Kindern und Jugendlichen den emotionalen Boden zu geben, der sie befähigt, in den wechselnden schulischen und gesellschaftlichen Bedingungen zu bestehen.

Was kann die Lehrkraft leisten? Es gibt die schöne Kurzformel, dass Erziehung nichts anders sei als die Gestaltung der Beziehung mit den anvertrauten Kindern und Jugendlichen. Was eine gute Lehrkraft in dieser Hinsicht ist, ist allerdings ebenso schwer zu beurteilen, wie das, was eine gute Mutter oder ein guter Vater ist. Vielleicht geben uns die Dichter einige Hinweise.

Robert Walser beschreibt in seinem «Tagebuch eines Schülers» seine verschiedenen Lehrer am Progymnasium, unter anderem auch seinen Geographielehrer: «Eine ganz sonderbare Figur und ein seltenes Lehrerexemplar, wie mir scheint, ist Herr Jakob, der Geographielehrer. Er gleicht einem Einsiedler oder einem sinnenden Dichter. Er ist über siebzig Jahre alt und hat grosse leuchtende Augen. Er ist ein schöner, prachtvoller Alter. Sein Bart reicht ihm bis auf die Brust herab. Was muss diese Brust nicht schon alles empfunden und gekämpft haben! Ich, als Schüler, muss mir unwillkürlich Mühe geben, so etwas in Gedanken mitzuerleben.... Dicht neben dem alten Jakob, den wir übrigens Kobi nennen, hängt die Landkarte, so dass man sich Jakob ohne dazugehörige Landkarte gar nicht vorstellen kann. Da sieht man das zerrissene, vielfarbige und vielgestaltige Europa, das breite grosse Russland, das unheimliche, das weit sich

ausdehnende Asien, das zierliche, einem schöngeschwänzten Vogel ähnliche Japan, das in die Meere hinausgeworfene Australien; Indien und Ägypten und Afrika, das einen sogar auf der körperlosen Karte dunkel und unerforscht anmutet, dann Nord- und Südamerika und die beiden rätselhaften Pole. Ja, ich muss sagen, ich liebe die Geographiestunde leidenschaftlich; ich lerne da auch ganz mühelos. Es ist mir, als sei mein Verstand ein Schiffskapitänsvorstand: so glatt geht es. Und wie weiss der alte Jakob durch Einflechten von abenteuerlichen Geschichten aus Schulung und Erfahrung diese Stunde interessant zu machen! Dann rollen seine alten, grossen Augen vielsagend hin und her, und es ist einem, als kenne dieser alte Mann alle Länder und alle Meere der Erde aus eigener Anschauung. In keiner andern Stunde strotzen wir Schüler so von mitempfindender Phantasie. Hier erleben wir jedes Mal etwas, hier horchen wir und sind still; freilich: ein alter, erfahrener Mensch redet zu uns und das zwingt eben zur Aufmerksamkeit.»

Das können eben nur die grossen Dichter: Mit so wenigen Sätzen so viel Bedeutsames aussagen: Lehrer Jakob hat ein deutliches Gesicht, das sich vor allem durch das Erzählen von Geschichten profiliert und nicht durch ständiges Reden von sich und seinen Bedürfnissen. Er kann die Schüler begeistern, weil er von seinem Fachgebiet begeistert ist. Die Schüler sind still und aufmerksam, weil er mit seiner Hingabe ihre mitempfindende Phantasie weckt. Lehrer Jakob verfügt nicht über ein reiches methodisch-mediales Instrumentarium – und trotzdem scheinen die Schüler bei ihm viel zu lernen. Wie er eben den Stoff vermittelt, weckt er die Neugierde und die Lernfreude der Schüler: «Dann rollen seine alten, grossen Augen vielsagend hin und her, und es ist einem, als kenne dieser Mann alle Länder und alle Meere der Erde aus eigener Anschauung». In der modernen Kommunikationspsychologie würde man in diesem Zusammenhang von der Bedeutsamkeit der nonverbalen Kommunikation sprechen.

Lehrer Jakob ist kein Lerntechniker. «Er gleicht ... einem sinnenden Dichter.» Ein solcher Lehrer kann staunen und versteht es neben der Vermittlung von Wissen und Fertigkeiten, auf besondere Weise Fragen zu stellen, statt sie immer selber zu beantworten. Er kann schwer sagbare Sachverhalte so umschreiben, dass sich der Schüler eigene Fragen stellen, eigenständig Zusammenhänge erkennen und Deutungen vornehmen kann. Ich bin sicher: Lehrer Jakob wäre auch heute bei den modernen Lern- und Lehrformen, wie beispielsweise beim Lernen am Projekt, Gruppen- oder Werkstattunterricht, Teamteaching oder bei der Betreuung einer Maturarbeit ein anregender und diskreter Begleiter und Gesprächspartner. Ich frage mich manchmal, ob wir mit den perfekten methodisch-medialen Inszenierungen die Schüler mehr erdrücken,

als ihre Begeisterung und Lernfreude zu wecken. Oftmals wiederholen wir nämlich damit nur das, was sie in der Freizeit schon genügend erleben: Aufregung, Nervenkitzel, action.

Lehrer Jakob drängt sich seinen Schülern mit seinem Wesen nicht auf. Er beherrscht wahrscheinlich die Kunst, Distanz und Nähe in der Beziehung zu seinen Schülern fein zu regulieren. Distanzierte Nähe ist meines Erachtens eine notwendige Voraussetzung dafür, das Wesen des Kindes zu «lesen» und seinen Begabungen entsprechend zu fördern.

Lehrer Jakob hat Stil. Er ist für seine Schüler berechenbar. Er ist nicht vieldeutig, wie ein ehemaliger Oberstufenlehrer von mir, bei dem wir Schüler die Hälfte der Zeit damit beschäftigt waren, herauszufinden, wie er gelaunt war und der uns damit die Lernfreude gründlich verdarb. Von allen Seiten wird heute von den Lehrern professionelles Handeln gefordert und es wird versucht, dafür auf der Ebene des Verhaltens so genannte Standards zu formulieren.

Professionalität besteht für mich ganz wesentlich auch darin, sich als Lehrer immer wieder die Frage zu stellen, welche Phantasien und Gefühle durch unser Verhalten bei den Schülern geweckt werden. Denn diese Phantasien prägen die Wirklichkeit ebenso stark, wie die Wirklichkeit an sich. „Was muss diese Brust schon alles empfunden und gekämpft haben! Ich als Schüler muss mir unwillkürlich Mühe geben, so etwas in Gedanken mitzerleben“, phantasiert der Schüler über seinen Lehrer Jakob. Diese positive Phantasie fördert den Lerneifer. Andererseits muss sich ein Lehrer nicht wundern, der schlampig gekleidet in die Schule kommt und ständig Begriffe aus der Jugendkultur braucht, wenn ihn dann seine Schüler als einen der ihren wahrnehmen, ihn plötzlich mit Du ansprechen und die soziale Distanz immer mehr verletzen.

Die Schüler begegnen Lehrer Jakob mit Respekt. Er ist für sie offensichtlich eine Autorität, die aber keine Angst einflösst. Die Schüler nennen ihn liebenswürdig Kobi. Man spürt es zwischen den Zeilen: Lehrer Jakob ist ein strenger, gütiger und nachsichtiger Lehrer – ein «liebvoller Pflock» eben. Ein solcher Pflock begrenzt zwar, er gibt aber auch Orientierung, Halt und Sicherheit.

Im neuen Buch «Leitbild Lehrberuf», dessen Herausgeber die Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) ist, wird mit Bezug auf Thomas Ziehe, einem Pädagogik-Professor an der Universität Frankfurt am Main, von einer neuen Stilistik des Lehrerhandelns als Weg zur «charmanten Autorität» gesprochen. Auch Thomas Ziehe fordert bei den teilweise chaotischen und diffusen Lebensumständen, beim Abbau

von Stabilitäten und Kontinuitäten in allen Lebensdimensionen ein deutliches Gesicht des Lehrers: «In Zukunft wird deshalb für die Qualität des Lehrers ein hoher Grad an methodischer und interaktioneller Strukturiertheit entscheidend sein. Das beinhaltet auch eine gekonnte Stilistik, in der sich Klarheit, Entschiedenheit und Zugewandtheit zeigen.» (zit. nach Beat Buchel und Michel Nicolet, 2003 Seite 76).

Es stellt sich in diesem Zusammenhang allerdings die grosse Frage, ob und inwieweit solche Eigenschaften und Fähigkeiten einer «charmanten Autorität» schul- bzw. trainierbar sind. Ich neige immer mehr zur Auffassung, dass die Grundlagen für Beziehungsfähigkeit – neben Anlagefaktoren – in den ersten Lebensjahren gelegt werden. Wie wir andere und uns selbst sehen, das Vertrauen bzw. Misstrauen gegenüber andern, das Selbstvertrauen, innerer Halt, oder auch eine gewisse Ich-Stärke, wie Psychoanalytiker sagen würden, das alles kann im Erwachsenenalter nur noch in einem äusserst begrenzten Masse gefördert werden. Damit kommt der Selektion der angehenden Lehrer und Lehrerinnen eine zentrale Bedeutung zu. Darüber allerdings schweigen sich die Autoren des «Leitbild Lehrberuf» weitgehend aus.

Auch jedes einzelne Schulhaus und die Schule insgesamt brauchen ein Gesicht. Niklaus Meienberg, wahrlich kein Konservativer, schreibt über die Internatsschule Disentis: «Diese katholische Kultur vermittelte in den Klosterschulen eine konservative Ideologie, manchmal auch eine reaktionäre, aber sie hatte klare Konturen, man konnte sich daran profilieren.» Aus meiner Sicht ist es nicht notwendig, dass die Schule eine Ideologie vertritt, die auf alle Lebensfragen eine klare Antwort hat, damit die Schüler dagegen opponieren und eine eigene Position finden können. Es ist für sie schon sehr hilfreich, wenn sie sich an klaren Regeln des Zusammenlebens reiben können. Übrigens: Auseinandersetzung gibt Reibung und Reibung erzeugt Wärme. Ein deutlich formulierter Verhaltenskodex für Schüler und Lehrkräfte gibt reichlich Stoff für «lebensphilosophische» Auseinandersetzungen. Ob, was und wie viel zum Beispiel während des Unterrichtes getrunken werden darf, sind einerseits Fragen, was eine gesunde Ernährung ist, andererseits berühren sie Gesichtspunkte der Unterrichtsdisziplin.

Jaques Cormery, die Hauptfigur im stark autobiographisch gefärbten Roman «Der erste Mensch» von Albert Camus berichtet über seinen Volksschullehrer, Monsieur Bernhard, den er liebte und zeitlebens verehrte: «Er erzählte ihnen seine Kindheit und die Geschichte von Kindern, die er gekannt hatte, legte ihnen seine Ansichten dar und nicht seine Ideen, denn er war zum Beispiel antiklerikal wie viele seiner Kollegen und sagte im Unterricht doch nie ein einziges Wort gegen die Religion oder gegen etwas, was eine Wahl

oder Überzeugung betraf, aber er verurteilte um so vehementer, was indiskutabel war, nämlich Diebstahl, Denunziation, Taktlosigkeit, Unanständigkeit.)

In den Sechzigerjahren des letzten Jahrhunderts hatte ich als zwanzigjähriger Lehrer einer Oberstufen-Sonderklasse alle Fächer zu unterrichten, von Mathematik bis zum Sport. Und so erlebten mich meine Schüler als einen Menschen mit Stärken und Schwächen, was unserer Beziehung aber keineswegs schadete. Die Schüler verziehen mir beispielsweise mein Ungenügen in der Musik grosszügig. In diesem Fach hätten sie allerdings einen Experten verdient. Was ich damit sagen will: In der Oberstufe ist ein differenziertes Fachlehrersystem berechtigt. Auch Lehrer Jakob war Fachlehrer. In der Unter- und Mittelstufe der Primarschule ist bei der skizzierten Modellflut die Zahl der Lehrkräfte zu begrenzen, neben der Klassenlehrerin vielleicht noch ein bis zwei Bezugspersonen. Es ist für die Entwicklung der Kinder nicht zuträglich, wenn sie sich auch noch in der Schule ständig auf wechselnde Personen einstellen müssen.

Ich komme abschliessend nochmals kurz auf die fünf Lebenskreise (Beziehung zu den Nächsten, Freundeskreis, Beruf, Freizeit, Musse) zurück. Wer diese als Lehrkraft bewusst gestaltet, der lebt rhythmisch, ist dadurch weniger gestresst, brennt nicht oder weniger rasch aus und kann jenes ernste und heitere Gesicht bewahren, das die anvertrauten Kinder und Jugendlichen in unserer flüchtigen Kontaktwelt so sehr brauchen. Nicht die aufgelegten Folien, die gezeigten Dias oder Filme bleiben später besonders in Erinnerung, sondern die Persönlichkeit des Lehrers. Ich zitiere Elias Canetti aus «Die gerettete Zunge – Geschichte einer Jugend»: «Was ich lebendig aus dem Mund von Lehrern erlernte, behielt die Gestalt dessen, der es aussprach und blieb ihm in der Erinnerung immer zugehörig. Aber wenn es auch solche Lehrer gab, durch die ich nichts erlernte – sie machten doch Eindruck durch sich selbst, ihre eigentümliche Gestalt, ihre Bewegung, ihre Art zu sprechen, und besonders durch ihre Abneigung oder Zuneigung, wie man sie eben fühlte.» Und etwas später in diesem Buch äussert sich Elias Canetti äusserst wohlwollend über seine Zürcher Lehrer: «Da ich sie jetzt an mir vorüberziehen lasse, staune ich über die Verschiedenartigkeit, die Eigenart, den Reichtum meiner Zürcher Lehrer. Von vielen habe ich gelernt, was ihrer Absicht entsprach, und der Dank, den ich für sie fühle, nach fünfzig Jahren, wird, so sonderbar wie es klingen mag, von Jahr zu Jahr grösser.»

Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit und wünsche Ihnen viel Freude in Ihrem für unsere Gesellschaft und deren weiteren Entwicklung so entscheidenden Beruf.»

